

Gesegnete Weihnacht

Autor(en): **Künzler, Käthe**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 6

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666954>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nebelgraue Schleier hingen über dem Morgen des 24. Dezembers; langsam wogten sie zur Erde und bedeckten den Boden mit schlüpfrigem Raß. Weil die Luft aber noch milde war, tollten an dem schulfreien Vormittag eine Menge Buben und Mädchen im Hof herum. Allerdings wußten sie nichts Rechtes anzufangen, denn die Sommer-spiele gingen nicht mehr an, und zu Schneeballgeplänkel und „Winterplastiken“ fehlte das herrliche sternige Weiß. Am wichtigsten kam sich wie gewöhnlich der zehnjährige Hermann vor, der sich aus Stecken und Schnur eine Peitsche gemacht hatte und drohend mit ihr herumsprang, so daß er die kleineren Kinder in respektvoller Entfernung hielt. Eben wollte es etwas „langweilig“ werden, da bog die kleine Hanni, die Tochter der Zeitungsverkäuferin, in den Hof ein. Vorsichtig ging sie auf dem nassen Bodenbelag, ein großes Paß Zeitungen unter dem Arm. Für sie gab es an diesem schulfreien Tag kein Spielen; sie mußte helfen die vielen Zeitungen unter Dach zu bringen, damit ihre Mutter einmal früher als sonst Feierabend machen konnte. Hanni ging gerne hilfreich zur Hand, aber vor dem Verteilen der Blätter in diesem Hof hatte sie immer etwas Angst; denn sie wußte, eine johlende, unbarmherzige Kinderschar erwartete sie dort, um sie auszulachen oder gar handgreiflich zu werden.

Auch jetzt wieder tönte ihr das Geschrei und Gelächter der Großstadtjugend in die Ohren; Hermann, als der Größte und Kräftigste, sprang der Kleinen entgegen, und seine kampfbereite Haltung drückte aus, daß er etwas Übriges tun, der Held des Tages sein wollte. „Schlag sie, hau sie!“ kreischten die andern — Hanni wußte nicht, woher dieser Haß kam; sie hatte den Kindern nie etwas zuleide getan, war froh, wenn sie still ihrer Wege gehen konnte. Wurde sie von ihnen, den Ansässigen, als Eindringling in diesem Hof empfunden, war es vielleicht gar, weil sie arm war und arbeiten mußte? — sie kam in ihrer Überlegung nicht weiter, denn der peitschenschwingende Hermann rückte in bedrohliche Nähe; schnell wollte Hanni in einem der Vorgärtchen verschwinden, aber das Türschloß ging nicht rasch genug auf.

Hermann erwischte sie und schlug ihr mit seiner Peitsche übers Gesicht — ein gellender Schrei sprang auf, so daß die anwohnenden Frauen die Köpfe zu den Fenstern herausstreckten; man wußte nicht, hatte die Kleine vor Schmerz oder vor Schrecken so geschrien; denn bei der Abwehrbewegung war ihr der ganze Stoß Zeitungen entglitten und lag nun in der schmutzigen Masse verstreut. Die kleineren Kinder standen entsetzt, beschämt, aber die größeren, „abgebrühten“, brachten auch jetzt noch nichts anderes auf als ein rohes Lachen, obwohl quer über Hannis Stirn bis ins rechte Auge ein roter Streifen lief.

Unter den Frauen, die sich erschreckt über das Balkongeländer beugten, war auch Hermanns Mutter. Sofort eilte sie herunter; die Kinder riefen verklagend: „Der Hermann ist's gewesen, der Hermann hat sie geschlagen!“ und die Tatsache, daß ihr Hermann verschwunden war, bewies Frau Marianne, daß sie recht hatten. Ihr Sohn hatte das Kind blutig geschlagen, das nun weinend da stand und anfang, die beschmutzten Zeitungen wieder vom Boden aufzuheben. Rasch entschlossen half Frau Marianne beim Einsammeln und nahm, um dem Kind Hilfe angedeihen zu lassen und weiterem Schauen und Schwätzen der neugierigen Nachbarinnen aus dem Wege zu gehen, die kleine Hanni mit sich in die Wohnung. Dort stellte sie mit einiger Erleichterung fest, daß das Auge selbst unverletzt geblieben war, und als kundige Samariterin hatte sie rasch einen heilenden Verband angelegt. Dann bettete sie Hanni sorglich auf dem Sofa und deckte sie gut zu, damit die Kleine Ruhe habe und sich von der Erschütterung erholen könne; sie selber säuberte, so gut es ging, die Zeitungen. Einige waren ganz unversehrt geblieben, andere wieder strotzten auf der ersten Seite, dort, wo der Leitartikel über die — trotz allem — gesegnete Weihnacht stand, von schmieriger Masse.

Frau Marianne lächelte wehmütig; ja, dachte sie, eine gesegnete Weihnacht soll es gleichwohl werden, für die arme Hanni, für mich, die ich Weihnachten ohne meinen Mann verbringen muß, weil er in den Bergen Dienst tut, und, viel-

leicht auch für Hannis Mutter, die ja eine vom Leben geplagte und gehezte Witfrau ist. Keine Weihnacht aber soll es geben für Hermann, der für sein fleghaftes Benehmen schon lange eine strenge Strafe verdient hat. Wenn der Vater ihr nicht helfend zur Seite steht, so kann Frau Marianne in ihrer stillen Art den unbändig wilden Buben kaum meistern. Diese Weihnacht aber soll in ihrer Armseligkeit und Verlassenheit für ihn zu einer Lehre werden und so vielleicht in einem höheren Sinne dennoch zu einer gesegneten.

Als das Kind etwas ausgeruht hatte und mit einer Tasse Tee gewärmt worden war — sein Pflichtbewußtsein trieb es rasch wieder auf — machte sich Frau Marianne ebenfalls ausgangsbereit, nahm die Kleine an der Hand und unterzog sich mit ihr der schweren Aufgabe, die Bezüger der Umgebung wegen des Zustandes der Zeitungen um Entschuldigung zu bitten. Sie steckte die Blätter nicht in die Briefkästen, sondern wanderte mit der verbundenen Hanni von Treppe zu Treppe und Tür zu Tür, erklärte kurz, was vorgefallen war und bat um Nachsicht. Da konnte sie nun freilich auch ihre Erfahrungen sammeln und sehen, wie verschieden ihr Anliegen auf die Menschen wirkte. Manche hatten nur einen mürrischen Blick für die Zeitung und gar keinen für sie und das Kind, andere wieder brummten etwas wie „der Mann wird keine Freude haben“ oder „man sollte auch nicht immer Kinder schicken!“ — Solchen Verständnislosen suchte Frau Marianne die am wenigsten beschmutzten Exemplare heraus; wußte sie doch, wieviel davon abhing, daß alle einigermaßen zufriedengestellt waren und niemand sich beim Zeitungsverlag beschwerte; sonst drohte Hannis Mutter das Verbot, sich vom Töchterchen helfen zu lassen oder gar der Arbeitsentzug. Aber wie schämte sich Frau Marianne, diesen Canossagang tun zu müssen; scheu und zurückgezogen, wie sie war, erschien es ihr peinlich, nun in aller Leute Gerede zu kommen — doch, sie war unerbittlich mit sich, sie mußte gutmachen, was ihr Sohn verschuldet hatte. Zum Glück gab es auch Nachbarinnen, die freundlich nickten, versicherten, daß es „nichts mache“, und das verbundene Kind bedauerten; die eine und andere Frau holte sogar einen Apfel oder eine Orange, um sie der

kleinen Hanni in die Hand zu drücken, so daß sie schließlich die Zeitungen gegen willkommeneren Last eingetauscht hatten und erleichtert aufatmen konnten, als das schwere Werk getan war. Dankbaren Herzens blickte Hanni zu der gütigen Frau auf, die ihr diese große Arbeit abgenommen hatte; ja, es dünkte sie auf einmal gar nicht mehr schlimm, den Peitschenhieb empfangen zu haben. Das war wohl nötig, um diese liebe Frau kennen zu lernen!

Als sie reichlich verspätet den Treffpunkt erreichten, an dem sich sonst Mutter und Tochter nach getaner Arbeit zu erwarten pflegten, um gemeinsam den Heimweg anzutreten, da war die Witfrau nirgends mehr zu sehen, und Frau Marianne entschloß sich, mit dem Mädchen zu ihr heimzugehen. Frau Berger, die sich schon um ihr Kind geängstigt hatte, erschrak nicht wenig, als sie es mit verbundenem Kopf wiedersah; aber die fröhlichen Augen der Kleinen ließen sie rasch erkennen, daß es nicht gefährlich sein konnte. Und als überdies Frau Marianne den Grund ihrer Verspätung erklärt und ihrer Bitte um Verzeihung eine herzliche Einladung für den Christabend hatte folgen lassen, da kamen Frau Berger Tränen der Freude in die Augen; denn, ach, für sie beide allein wäre es eine traurige Weihnacht geworden. Hatte sie doch kein Bäumchen kaufen können und Hanni zu überzeugen versucht, daß es in diesen schweren Zeiten klüger sei, Holz für den Ofen und etwas warme Kleidung zu kaufen. Das früh an Entbehrungen gewöhnte Kind hatte tapferen Herzens darauf verzichtet, aber nun brach der helle Jubel darüber durch, daß auch ihm heute abend eine lichtergeschmückte Tanne strahlen würde. Dankerfüllt nahmen die beiden die Einladung an, und Frau Marianne entfernte sich rasch; denn nun galt es, den ganzen Nachmittag noch tätig zu sein, um Mutter und Kind ein schönes Weihnachtsfest bereiten zu können.

Die Vorfreude des Gebens leuchtete aus ihren Augen, und eilig schritt sie heimwärts, auf dem Wege noch einige Einkäufe für ihre Gäste besorgend. Fast hatte sie den traurigen Anlaß ihrer Hilfeleistung vergessen; aber als sie an die Wohnungstüre kam, stand da ihr Hermann, kleinlaut und schuldbewußt — der Hunger hatte ihn heim-



Annelis Weihnachtswunsch

getrieben und das Bedürfnis, etwas über Hannis Zustand zu erfahren; denn nun quälte es ihn doch, ihr vielleicht ernstlich geschadet zu haben. Doch die Mutter fand es für gut, ihn keines Blickes zu würdigen, ihm auch keinerlei Auskunft zu geben, sondern nur kurzen Tones zu befehlen: „Du gehst sofort ins Bett; zu essen gibt es nichts.“ Frau Marianne wunderte sich über ihre eigene Strenge; aber es mußte sein, sollte die unbändige Wildheit ihres Sohnes endlich in vernünftige Bahnen gelenkt werden.

Als sein alter Trotz noch einmal aufmucken wollte, schob sie den Buben mit ganzer Kraft hinter die Kinderzimmertüre und drehte den Schlüssel um. Da war er nun gefangen und konnte über seine Roheit nachdenken! Zuerst tobte und schrie er verzweifelt; da aber die Mutter unbeugsam blieb und er schließlich merkte, daß aller Widerstand nichts nützte, fand er sich mit stiller werdendem Schluchzen in sein Schicksal.

Frau Marianne ging, obwohl innerlich erregt, ungesäumt daran, das Fest für ihre Gäste zu be-

reiten. Sie entfachte ein wärmendes Feuer im Ofen, schmückte mit Liebe und Sorgfalt das Bäumchen, das bereits in der Stube stand, und wählte unter den für Hermann bestimmten Geschenken jene aus, die sich auch für ein Mädchen eigneten; so würde Hanni nun ein schönes Gesellschaftsspiel und ein paar Jugendbücher erhalten, die auch für sie begehrenswert waren. Auf dem Tisch legte Frau Marianne drei Gedecke auf und schmückte ihn mit Tannenzweiglein und Kerzen — immer hatte ihr Mann sie gelobt wegen der geschickten Art, mit der sie bei einfachen Mitteln Feste zu bereiten verstand; nun würde er freilich nicht zugegen sein, aber morgen wollte sie ihm in einem langen Brief alles erzählen, was sich zugetragen. Unter solchen wehmütig-stillen Gedanken arbeitete sie eifrig weiter, eilte in die Küche und bereitete ein schmackhaftes Weihnachtsmahl, das Beste aus ihrer Vorratskammer spendend.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien Frau Berger mit ihrem Töchterlein. Benahmen sie sich

zuerst etwas scheu und linksch, so tauten sie unter Frau Mariannes selbstverständlicher Art, die gar nichts von Wohlthätigkeit fühlen ließ, bald auf und kamen aus dem Staunen und der Freude über den brennenden Lichterbaum, das herrlich mundende Essen und alle die Geschenke nicht mehr heraus. Als aber die Weihnachtsglocken ihr tröstliches „Friede, Friede auf Erden!“, das in diesen Jahren zu einer ernstern Mahnung geworden war, ertönen ließen, da wurden alle drei schweigsam und andächtig; jede der Frauen mochte ihrem Gatten nachdenken, die Witwe dem unwiederbringlich Verlorenen, Frau Marianne dem fernem Beschützer der Heimat; der kleinen Hanni aber schien das Glück dieser Stunde nicht voll, wenn sie nicht auch Hermann teilhaben lassen konnte. Als die Glocken verklungen waren, bettelte sie, daß er doch noch zu ihnen an den Tisch sitzen, etwas essen und sich mit ihnen freuen dürfe. Den vereinten Bitten von Mutter und Kind gab

Frau Marianne schließlich nach; doch bestand sie darauf, daß Hermann diese Weihnacht keine Geschenke erhalte. Der Missetäter, dem im Nebenzimmer die Fürsprache nicht entgangen war und der sich rasch angekleidet hatte, wurde hereingelassen. Er war betroffen über Hannis Verband, und wenn er auch nach Bubenart nicht viel Worte der Entschuldigung vorbrachte, so sah man ihm doch an, daß die Folgen seiner unbedachten That Eindruck auf ihn gemacht hatten und daß Hanni nun gewiß unbehelligt ihres Weges gehen konnte, ja daß sie vielleicht in Hermann einen Beschützer gegen die Spottlust der andern Kinder gefunden haben würde.

Nach der Reise des Lebens wohl verschieden, aber mit starker Innigkeit empfanden die Mütter und ihre Kinder den Segen dieser Weihnacht, die so schlimm begonnen, durch hilfreiche Liebe aber zu so gutem Ende geführt worden war.

Räthe Künzler.

Der vierte Weise aus dem Morgenlande

Eine alte Legende

Das Evangelium des Matthäus erzählt von den Weisen aus dem Morgenlande, die nach Bethlehem gezogen kamen, um dem neugeborenen Kindlein, dem Heiland der Welt, huldigend und anbetend Gaben darzubringen, Gold, Weihrauch und Myrrhe. Gold zum Zeichen seiner königlichen Würde, Weihrauch zum Zeichen seiner göttlichen Natur und Myrrhe zum Zeichen seines bitteren Sterbens.

Aber es gab auch noch, wie die Legende heimlich überliefert, einen vierten Weisen, namens Artaban, der, wie seine Freunde, die Magier Kaspar, Balthasar und Melchior, aufgebrochen war, um die heilige Stätte der Geburt des Messias zu suchen, doch den ein Geschehnis abhielt, sich rechtzeitig an dem vereinbarten Treffpunkte, von dem die Reise ausgehen sollte, einzufinden. Es war der Tempel der Sieben Sphären zu Borsippa in Babylonien. Ja, auch Artaban, der Chaldäer, hatte den schönen Stern der Verheißung im Osten leuchten gesehen und drängende Sehnsucht empfunden, das Kindlein zu schauen und ihm seine Gaben dienend zu reichen: einen klaren Adamant, einen glühenden Rubin, einen geheimnisvollen Jaspis.

Aber wie er nun auf seinem Rosse Wasda nächtligherweile dahinsprengte, hörte er plötzlich eines Menschen Ruf um Hilfe. Es klang wie der Ruf eines Sterbenden. Artaban eilte zur Stelle und fand einen Mann stöhnend liegen, den Räuber angefallen und völlig ausgeraubt hatten. Artaban verband des Mannes schmerzhaften Wunden und hörte ihn klagen: „Sie haben mir alles genommen — und ich bin arm und krank! Und niemand ist, der mir mein verlorenes Gut wiedergibt!“ Artaban verweilte mit trostvollem Wort einige Zeit bei dem Manne, und als er ihn endlich verließ — schon fühlte der Mann sich wohler und fähig, seine Reise fortzusetzen — gab er ihm einen seiner Juwelen. Er gab ihm den Adamant. Eine lautlose Stimme in seinem Innern, die er dennoch deutlich zu hören vermeinte, hatte ihn dazu aufgefordert.

Beim Tempel der Sieben Sphären verspätet angelangt, fand er in einer Nische ein Pergament, Nachricht seiner Freunde. Er las: „Wir haben bis Mitternacht auf dich gewartet und können nicht länger bleiben. Wir reisen durch die Wüste — folge uns nach!“

Und Artaban folgte ihnen nach. Nach müh-